

[Leseprobe aus Wolfgang Czesla: **Zum Besingen lass mir Zeit** – Roman über die Mutter Helga Czesla; Seiten 102–126 von 266:]

II.

Mehr passte nicht in mein kleines Auto. Der Rollator musste auf den Rücksitz; er erwies sich als zu sperrig für den Kofferraum. Dort konnte ich immerhin ihren Rollstuhl, zusammengeklappt, unterbringen. Zwei Reisetaschen mit Wäsche und einigen ihrer Lieblingsbücher und den letzten Zeitschriften, in der Seitentasche die Lokalzeitung, die sie abonniert hatte, gerahmte Fotos von ihrem Mann und mir, die ich von der Anrichte im Wohnzimmer mitnahm, ein Kleidersack mit zwei Mänteln.

Ich wurde aufmerksam beobachtet von ihren neuen Nachbarinnen und Nachbarn, als ich die Sachen in Mutters zukünftiges Zuhause trug und schob. Eine neue Bewohnerin, wie heißt sie denn? Bleibt sie hier für immer? Sind Sie ihr Mann? Der Sohn. Es ist der Sohn von der, die vorhin gebracht wurde. Wer ist gebracht worden? Die das Zimmer da hinten gekriegt hat, wo die Hiltrud gestorben ist. Welche Hiltrud? Zuletzt haben wir sie gar nicht mehr gesehen, die konnte ja nicht mehr aufstehen.

Erwartungsvolle Blicke begleiteten meine Bewegungen, hin und her zwischen dem Aufzug und der offenen Tür am Kopfende des Flurs. Auf dem Gang war links neben ihrer Zimmertür ein Strandkorb aufgestellt. Darüber hing ein großes Farbfoto, das ganze Reihen solcher Strandkörbe an der Nord- oder Ostsee zeigte. Die Leitung der Residenz Seelenruh bemühte sich, das Innere des Betonbaus wohnlich zu gestalten. Im Foyer und in den Aufenthaltsräumen standen Antiquitäten – Schränke, Kommoden, Vitrinen – mit Erinnerungsstücken von Menschen, die vielleicht schon nicht mehr lebten.

Die Leiterin der Einrichtung vermittelte einen ebenso gemütlichen Eindruck wie das Heim. Mutter sei für den Zeitraum der Kurzzeitpflege – von der Krankenkasse waren drei Wochen bewilligt worden – in einem Zimmer untergebracht, das eigentlich für die Belegung mit zwei Personen vorgesehen sei. Aber zunächst habe meine Mutter diesen großen Raum mit den zwei Betten für sich allein. Danach werde man weitersehen.

Als sie in ihrem Zimmer am Fenster stand, war Mutter gleich aufgefallen, dass sie auf den Hof der Johanniter Unfallhilfe blickte, die Einrichtung, mit der sie durch ihren Hausnotruf Bekanntschaft geschlossen hatte. Hier standen also die Fahrzeuge, deren Fahrer die Menschen besuchten, die zu Hause auf den roten Knopf gedrückt hatten, an der Konsole des Telefons oder an der Schnur, die sie sich um den Hals gehängt hatten. Mit diesen Wagen wurden sie in die Krankenhäuser gefahren, wie auch sie selbst schon zwei Mal. Sie freute sich, dass sie das nun alles von ihrem Fenster aus sehen konnte, die starken jungen Sanitäter, die kamen und abfuhrten. Es sei viel los, da unten im Hof, sagte sie begeistert. Sie sei mitten im Leben und könne alles beobachten.

Der Fuhrpark und die Büros der Johanniter grenzten gleich an das Glückauf-Krankenhaus, in dem ich geboren wurde. Der Park der Klinik war vom Altenheim über den Hinterausgang erreichbar. Am nächsten Tag wollte ich mit Mutter den Park mit seinem alten Baumbestand näher erkunden. Vielleicht waren das die ersten Bäume, die ich in meinem Leben gesehen habe, falls mich, den Neugeborenen, auf der Geburtsstation jemand ans Fenster gehalten und ich die Augen geöffnet hatte.

Mutter schob den Rollator über rissige Wege, deren Asphalt an den Rändern wegbrach, blieb mit den Rädern an herabgestürzten

Zweigen hängen und wählte auf dem Rondell den Weg durch die Mitte, wo das Kopfsteinpflaster am holprigsten war. Sie ließ sich erschöpft auf eine Bank fallen, so knapp am Rand, dass sie sich fast daneben setzte. Vor uns die großen Fenster des Krankenhauses.

Hier hast du mich unter Schmerzen zur Welt gebracht, sagte ich. Und nun sitzen wir hier. Meine pathetische Ausdrucksweise war nicht unberechtigt, eher noch untertrieben, denn Mutter wäre, wie sie mir mehrfach erzählt hatte, bei meiner Geburt fast verblutet. Der Begriff Eklampsie ist ihr später wieder urplötzlich eingefallen. Nach meiner Geburt hatte sie noch lange in diesem Krankenhaus bleiben müssen, auf dessen Gartenseite wir nun schauten. Damals war sie zu kraftlos, um mich an ihre Brust zu legen, nun zu erschöpft, um weiterzugehen.

Ach, stimmt ja, sagte sie nach einer Weile. Ich habe dich ja zur Welt gebracht.

Am nächsten Tag schien sie unseren Spaziergang vergessen zu haben. Als ich auf ihr Zimmer zuing, kam mir eine der jungen Pflegerinnen entgegen. Gut, dass Sie kommen, begrüßte sie mich. Sie werden schon sehnsüchtig erwartet. Meine Mutter sei heute sehr verwirrt gewesen und nackt in den Speisesaal gelaufen.

Mutter, in ihrem Zimmer, zitterte vor Aufregung und begrüßte mich mit Vorwürfen. Wo bleibst du denn? Zwei Tage hast du mich warten lassen.

Freilich war sie nicht verantwortlich für ihre Vergesslichkeit, aber enttäuscht war ich doch. Während ich am Vortag mit ihr durch den Park gegangen war, hätte ich eigentlich im Büro sein sollen. Nur dem Verständnis unseres Hausarztes für meine Doppelbelastung durch Mutter und Beruf verdankten wir die zusätzlichen gemeinsamen Stunden. Dabei wäre ich gerade jetzt ausnahmsweise gern zur Arbeit gefahren, war es doch der erste Arbeitstag einer neuen Kollegin. Sie war als Schwangerschaftsvertretung meiner

anderen, ewig mürrischen, Kollegin eingesetzt, und eigentlich hätte ich sie in die Organisation unserer Deutschkurse einarbeiten sollen. Mit ihren 1,83 Metern Schlankheit übertraf sie die meisten Models aus den Modemagazinen meiner Mutter. Mein absolutes Ideal. Natürlich hatte sie einen Freund, dreißig Jahre jünger als ich.

Hast du es hier nicht gut, fragte ich meine verzweifelt aussehende Mutter.

Doch. Zu gut, sagte sie. Das macht mich ja gerade so misstrauisch.

Aber es sind doch wenigstens alle freundlich zu dir – die Schwestern, die Gäste, die Leiterin.

Das ist ja das Schlimme. Irgendetwas stimmt hier nicht. Hier laufen Intrigen, das ahnst du gar nicht.

Beim Hinausgehen fragte ich die Pflegerin, ob etwas Negatives vorgefallen war.

Ganz im Gegenteil, sagte die junge Frau, auf deren Namensschild Nicole stand. Eine Patientin habe sich ganz lieb um meine Mutter bemüht; sie anschließend sogar noch bis in ihr Zimmer gebracht.

Vielleicht hatte sie eine anerkennende Bemerkung zur Größe oder guten Lage von Mutters Zimmer gemacht, das Mutter für sich allein bewohnte, und Mutter hatte nur den Neid herausgehört, keinen Trost oder gutgemeinten Zuspruch.

Sorgen mache sie sich jedoch wegen des Gewichtsverlusts meiner Mutter, sagte die Pflegerin Nicole. Nur noch 44 Kilo – das sei zu wenig. Was sie denn am liebsten esse? Das Haus möchte im Rahmen des Möglichen auf ihre Vorlieben Rücksicht nehmen. Leise fügte sie hinzu, meine Mutter habe sich heute eingekotet. Ob irgendwelche Lebensmittelallergien bekannt seien?

Ich konnte mich nur erinnern, dass sie einmal gesagt hatte, von Erdbeeren bekäme sie Hautausschlag.

An ihrem vierten Tag im Pflegeheim glaubte ich auf alle Überraschungen vorbereitet zu sein, als ich meine Mutter fragte, was sie Schönes gemacht habe. Sie konnte sich an nichts erinnern. Sie finde das Leben hier ausgesprochen dämlich.

Kann ich mir vorstellen, sagte ich. Aber einen Karl-Popper-Lesekreis werden sie für dich nicht einrichten. Da wärest du allein.

Das erinnerte sie, dass sie aber an einer anderen Aktivität teilgenommen habe, einem Singkreis.

Schön, was singt ihr denn da so?

Och, nur alte Schlager. *Junge, komm bald wieder* und so.

Das ist wirklich ein alter Schlager. Jedoch zeitlos. Und da hast du natürlich mitgesungen.

Und wie!

Singt ihr alle schön im Chor?

Ich weiß nicht. Ich höre ja nicht, was die anderen singen.

Als ich mich verabschieden wollte, fiel ihr noch etwas ein. Ach, ja. Ich habe mich heute verlobt.

Glückwunsch. Wie heißt denn dein Bräutigam?

Ach ..., ja, wie heißt er ... Ich kann mich heute besonders schlecht erinnern. Sie dachte nach. Verlöbnis in der Form, dass ich ihm gestattet habe, in mein Zimmer zu kommen.

Was immer sich da anbahnen mochte – lieber verlobt als den Intrigen auf der Spur, die sie seit dem Tag ihrer Einweisung wahrzunehmen meinte.

Bei meinem nächsten Besuch hatte sie die Idee, ich könne doch zu ihr ins Heim ziehen. Es sei ja jetzt nicht mehr lange. Ein paar Jährchen. Du kommst ja nun auch in das Alter.

Ich weiß, Mutter. Deshalb muss ich alle Zeit nutzen, wenn ich aus meinem Leben noch etwas machen will.

Sie blickte enttäuscht. Solche Dialoge – ohne Heim – hatten wir schon öfter. Die Zeit, die ich für mich benötigte, zog ich ihr ab. Oder wurde ihr durch meine Antwort klar, dass sie mich einmal mehr mit meinem Vater verwechselt hatte?

Gleich kam ihr eine neue Idee: Sie könne ja auch bei Dineke einziehen.

Dineke lebte mit Sohn und Tochter zusammen. Die würden sich für eine solche Urgroßmutter bedanken. Vielleicht wohnte da auch noch Dinekes langjähriger Partner, von dem Dineke abwechselnd berichtete, er sei wieder da und er sei wieder weg.

Nach Essen-Werden, fragte ich.

Dineke wohnt doch nicht in Werden, behauptete Mutter.

Doch, Dineke wohnt auf dem Pastorsberg, ganz oben.

Ach ja, sagte Mutter, von der Einsicht überrascht. Dineke wohnt ja auf dem Berg. Nein, dann geht das natürlich nicht.

Am Freitagabend war sie in bedrückter Stimmung. Die anderen alten Damen hatten sie ausgelacht. Sie hätten sie gefragt, wo ihr Sohn denn wohne, und sie habe es nicht gewusst. Sie fragte mich.

Der Name Katharinenstraße sagte ihr etwas. Aber es schien ihr nicht klar zu sein, dass auch sie in dem Haus zwei Wohnungen besaß. Andererseits spürte sie, dass da noch ein anderer Raum, ein anderes Zuhause, sein musste, denn immer fehlten ihr wieder einzelne Sachen. Sie wusste vermutlich nicht, woher die Pullover, Schals und Mützen, die ich ihr mitbrachte, kamen, erkannte sie aber als ihre Kleidungsstücke und wusste dann auch sofort, mit welchen anderen Sachen, die ihr fehlten, sie sie kombinieren wollte.

Ich deutete vorsichtig an, dass wir, um den Heimaufenthalt bezahlen zu können, wohl oder übel demnächst eine der beiden Wohnungen verkaufen mussten.

Das wird wohl so kommen, sagte sie gleichmütig.

Ich war erleichtert, aber hatte ich Grund dazu? Von den Mitbewohnerinnen ausgelacht zu werden, das hatte sie, die intelligente, hoch gebildete Frau an ihrem Lebensabend nicht verdient.

Dass die Stimmungen wechselten, war normal. Doch bei ihr schlug das Pendel zwischen Euphorie und Depression besonders heftig aus. *Alles geben die Götter, die unendlichen, / Ihren Lieblingen ganz*, zitierte sie Goethe.

Am folgenden Nachmittag erzählte sie mir vergnügt, sie habe sich verliebt. Einen Moment lang schien aus ihr das Mädchen hervor, das sie einmal war.

In den Herrn, der immer vor deiner Tür herumlungert, fragte ich.

Ach was, doch nicht in einen so alten.

Und dann erzählte sie von dem jungen Mann, der während des Gottesdiensts ihre Hand gehalten hatte. Der hat mich vielleicht angesehen! Solche strahlenden Augen. Das ist mir lange nicht passiert. Dass ich solches Augenstrahlen noch erleben darf.

Das freut mich für dich, Mutter.

Ich nehme ihre Hand, die sie dankbar greift. Was aber nicht dasselbe ist, als wenn der junge Pfleger ihre Hand hält.

Auf lange Sicht gibt das natürlich nichts, schränkt Mutter ein.

Ich wünsche ihr von Herzen, dass sie ihren strahlenden jungen Galan nicht beim nächsten Besuch bereits vergessen haben wird.

Süß, drollig und vor allem lieb sind die Adjektive, die ich von Menschen, die meine Mutter in letzter Zeit kennengelernt haben,

am meisten höre. Wenn ich meine Mutter rückblickend charakterisieren sollte, fielen mir zuerst belesen, belehrend und fordernd ein – Eigenschaften, die auch jetzt noch durchscheinen, wenn ich sie im Pflegeheim besuche, die aber längst nicht mehr so bestimmend sind.

In dem Strandkorb, der links neben der Tür zu ihrem Zimmer steht, habe Mutter, neulich mehr gelegen oder gehangen als gesessen, an den jungen Daniel gelehnt, der seinen Arm um sie gelegt habe, erzählt mir eine Mitbewohnerin, während ich auf dem Flur warte, bis die Pflegerin die Intimwäsche meiner Mutter beendet hat. Solche Momente sorgen im Heim für Heiterkeit.

Als ich Mutter dann am Bett besuche und frage, was denn ihre neue Liebe mache, fragt sie zurück, welche? Sie habe doch so viele.

Na, dein jugendlicher Galan.

Ach, der ist schon nicht mehr hier.

Es klang, als sei der junge Mann auf eine andere Stelle versetzt worden. Eine Mitbewohnerin erklärte mir später, nein, Daniel habe nur übers Wochenende frei und sei am Montag wieder da.

Im Strandkorb, angekuschelt und Händchen haltend mit einem älteren Mann. Das war der Anblick, der sich mir bot, als ich den Flur betrat, an dessen Ende ihr Zimmer lag. Zwei weitere Heimbewohnerinnen saßen neben ihren Rollatoren auf Stühlen ebenfalls am Kopfende des Gangs; aus dem Speisesaal näherte sich eine weitere im Rollstuhl. Eine fröhliche Atmosphäre allgemein, besonders glücklich aber schien Mutter zu sein, im Strandkorb neben dem Rentner, der jetzt seinen Arm um sie gelegt hatte und sie immer wieder zu sich heranzog. Mutter ließ sich seine Avancen lächelnd gefallen. Ein für mich ungewohnter Anblick.

Die von der Krankenkasse genehmigte Kurzzeitpflege endete bald; den dauerhaften Aufenthalt hatte ich bereits mit der Leiterin des Altenheims abgesprochen und einen Zuschuss der Pflegeversicherung beantragt. Zur Entlastung meines Gewissens hätte ich gern noch einmal Mutters Zustimmung gehört und fragte sie deshalb in der Anwesenheit der alten Damen und ihres neuen Liebhabers, ob sie länger hier wohnen bleiben möchte.

Ja, wenn das geht, sagte sie mit freudiger Erwartung und kuschelte sich enger an den Rentner. Skeptisch fragte sie nach: Können wir uns das denn leisten?

Wird schon gehen, sagte ich.

Ihre Nachbarinnen bestätigten, dass Mutter es im Heim sehr gut habe, und ihr neuer Flirt, der sie im Arm hielt, fügte hinzu: Sie können doch entscheiden, was für Ihre Tochter das Beste ist.

Ich verzichtete darauf, das Verwandtschaftsverhältnis klarzustellen – dass ich, wie es ein Arbeitskollege über sich und seine Mutter ausgedrückt hatte, der alleinerziehende Sohn einer schwer erziehbaren Mutter war.

Die Pflegerin wollte Mutter fürs Bett fertigmachen. Mutter erhob sich mühevoll, drehte mit dem Rollator eine kleine Abschiedsrunde, schien etwas orientierungslos hinsichtlich der Lage ihres Zimmers und vergaß, ihrem neuen Liebhaber Gute Nacht zu wünschen.

Ich blieb auf dem Gang sitzen und plauderte ein bisschen mit den Greisinnen, die sich gegenseitig an Lebensalter überboten und mir erzählten, was sie noch alles konnten – dreiundneunzig, fünf- undneunzig, neunundneunzig, Trumpf.

Bald kann ich wieder nach Hause, sagte die Älteste und wurde von einer anderen zurechtgewiesen: Du hast doch gar kein Zuhause mehr. Das hier ist dein Zuhause.

Jähe Erkenntnis stand auf dem Gesicht der fast Hundertjährigen.

Die Pflegerin kam heraus; Mutter hatte ihr Nachthemd an und lag glücklich im Bett. Ich ging zu ihr.

Da sei sie aber abrupt von ihrem Verehrer getrennt worden, merkte ich an.

Und Mutter: Ach, ich habe doch noch andere.

Ich versicherte ihr, ich wolle alles tun, damit sie in ihrer neuen Umgebung bleiben könne, müsse dazu aber ein paar ihrer Sachen verkaufen.

Sie wollte das genauer wissen. Ich sprach von den sperrigen Mahagonischränken, und dass ich ihre Wohnung vermieten wolle.

Ach so, ja, selbstverständlich, sagte sie, und du solltest dich jetzt auch mal um dein Erbe kümmern.

Erben, das hat doch noch Zeit, sagte ich.

Ich meine, dir deinen Anteil sichern.

Anteil? Ich ging davon aus, dass ich alles bekommen sollte.

Dann kam sie von sich aus auf den Schmuck zu sprechen, den ich verkaufen könne. Ich brauche doch hier kaum Schmuck, sagte sie und fuhr mit der Hand über der Bettdecke ihren Körper entlang.

Ich schlug ihr vor, dass sie sich ihre Lieblingsstücke aussuchen solle, um sie auch im Heim zu behalten, froh, dass auch einiges unproblematischer zu funktionieren versprach als ich es mir in trüben Grübeleien ausmalte.

Beim Verlassen des Heims kam mir eine ältere Dame entgegen und lächelte mich an: Wir passen hier gut auf Ihr Schätzken auf.

Der Advent schritt schnell voran. Ihre im Krankenhaus geäußerte Hoffnung, es sich zu Weihnachten in ihrer Wohnung gemütlich machen zu können, hatte sie begraben.

Damit sie vor dem Fest Trinkgelder verteilen konnte, ließ ich ihr ein bisschen Geld da. Es gab einen Adventsmarkt im Erdgeschoss,

wo sie für ihren Liebling, den neunzehnjährigen Daniel im Bundesfreiwilligendienst, der unter seinen Kollegen der „Bufdi“ genannt wurde, einen geschnitzten Holzengel mit schwenkbarem Teller kaufte, auf dem ein batteriebetriebenes Teelicht flackerte. Stolz zeigte sie mir, was sie auf dem Weihnachtsbazar erstanden hatte.

Daniel war nicht der einzige junge Pfleger auf der Station. Da gab es zwei große Dunkelhaarige, die ich immer verwechselte, vielleicht waren sie Brüder, und da war der Pfleger Thorsten, den ich aber nicht bei seinem Vornamen anredete. Er schien der Chef der Station zu sein; er erledigte nebenher alles Bürokratische, und ich sah ihn hinter der Glasscheibe seines Dienstzimmers die Medikamente zusammenstellen und alles gewissenhaft eintragen.

Das habe ich mir bisher gar nicht vorstellen können, sagte Mutter, dass ich so junge Männer noch einmal so nah an mich heranlasse.

Als ich am Abend einem meiner schwulen Freunde davon erzählte, sagte er, Wow! Ich gehe später auch ins Altenheim.

Bei dem Bufdi Daniel, den beiden kräftigen Brüdern mit den glänzenden schwarzen Haaren und dem umsichtigen Thorsten war meine Mutter in den besten Händen.

Gut, Mutter, sagte ich und wollte mich von ihr verabschieden, du kommst ja jetzt allein zurecht.

Wenn du gehst, sagte sie und blickte von ihrem Buch auf, dann komme ich nicht allein zurecht.

Heiligabend stellte ich enttäuscht fest, dass meine Mutter das Zimmer nicht mehr für sich allein hatte. Wir mussten Rücksicht nehmen auf eine Frau, die in dem anderen Bett lag. Es war wie im Krankenhaus. Schon beim Eintreten hatte ich den zweiten Namen auf dem Türschild gesehen. Die Frau hieß so wie das Bestattungs-

institut, das meinen Vater unter die Erde gebracht hatte. Um auch mit ihr ein paar Worte zu wechseln, fragte ich sie, ob sie zur Familie des Bestatters auf der Rüttenscheider Straße gehöre. Verunsichert antwortete sie, da müsse sie sich mal erkundigen. Dann erzählte sie, sie habe gestern nach Hause gehen wollen, aber eine Frau habe ihr gesagt: Wer einmal hier ist, kommt nie wieder weg.

Bei meinen Besuchen hörte ich immer wieder Menschen aus ihren Betten rufen, sie möchten nach Hause. An diesem Nachmittag, als ich mit meiner Mutter vor dem Aufzug stand, kam eine Frau am Rollator aus ihrem Zimmer, murmelnd: Ich gehe jetzt nach Hause. Ich will in den Süthers Garten.

Sofort war eine Pflegerin zur Stelle, die mit den Worten Kommen Sie, ich bringe sie in den Süthers Garten! den Weg der Heimbewohnerin umlenkte und sie in ihr Zimmer zurückführte. Neben ihrer Zimmertür hatte jemand ein Straßenschild mit dem Namen Süthers Garten angebracht. Es sah nicht danach aus, als sei es von einer Hauswand abgeschraubt worden. Da hatten die einfallsreichen Angehörigen wohl einen Schildermacher beauftragt, um der alten Frau die Illusion zu vermitteln, ihr Zimmer läge in der Straße in der sie die längste Zeit gewohnt hatte.

Meine Mutter äußerte noch nicht den Wunsch, ihre Wohnung in der Katharinenstraße wiederzusehen. Nicht einmal Weihnachten. Als ich ihr erzählte, wie ich mit ihren Büchern und Möbeln das ehemalige Büro meines Vaters neu einrichtete, zeigte sie wenig Interesse. Mache alles so, wie du es für richtig hältst, sagte sie dann.

Ich fuhr mit ihr ins Erdgeschoss, wo wir uns eine Sitzecke in der Eingangshalle suchten. Was sie über Heiligabend im Heim erzählte, klang nicht aufregend. Da hatte ich mehr zu berichten. Am Tag zuvor war ich von dem jüngeren Halbbruder von Mutters Lieblingscousin, von dem ich etliche Jahre nichts gehört hatte, aus einer

hessischen Kleinstadt angerufen worden. Mutters Cousin, der ebenso alt war wie sie und mit dem sie viele Kindheitserinnerungen verband, war gestürzt, hatte die Hüfte gebrochen und musste Weihnachten im Krankenhaus verbringen. Er war in den letzten Jahren der einzig Treue, der regelmäßig am ersten Weihnachtstag anrief. Was die beiden in ihrer Kindheit erlebt hatten, das teilten sie sonst mit niemandem. Mutters Ferien in Hanau und ihre gemeinsamen Ausflüge ins großstädtische Frankfurt, wo auf dem Flugplatz der Riesen-Zeppelin gelandet war; wie der Cousin sie immer neckte und wie sie als Kinder zusammen in ein Bett gelegt wurden und Mutter lernte, Jungen sehen unten anders als Mädchen aus; dieser Lieblingscousin meiner Mutter, der mich bis zu meiner Konfirmation zu jedem Geburtstag und zu Weihnachten großzügig beschenkte und so viel äußere Ähnlichkeit mit mir aufwies, dass ich den Verdacht, er könnte mein leiblicher Vater sein, nie loswurde, mit ihm würde sich Mutter in diesem Jahr zu Weihnachten nicht über ihre gemeinsamen Erinnerungen austauschen können.

Hach, verdammt, sagte sie und verzog das Gesicht, als spürte sie den Schmerz ihres Cousins. Ärgerlich.

Sie ahnte, dass der Sturz sein Leben dauerhaft verändern würde, ebenso wie für sie der Oberschenkelbruch den unwiderruflich letzten Lebensabschnitt eingeleitet hatte. Als ihr das klar wurde, hatte sie mehrfach Scheiße gesagt – ein Wort, das ich aus ihrem Mund nie zuvor gehört hatte.

Ich begleitete sie in den kleinen Speisesaal im Erkerzimmer, wo die meisten bereits auf das Abendessen warteten. Die Angehörigen anderer Bewohner holten vom Gang und aus den Zimmern weitere Stühle, um sich zu ihren Vätern oder Müttern an den Tisch zu setzen. Parallele Weihnachtsfeiern auf engem Raum; jeder bekam mit, was an den Nachbartischen gesprochen wurde.

Von einem Tisch am Erkerfenster, wo drei Frauen beisammen saßen, hob eine an, laut *Einmal am Rhein* zu singen. Weiter kam sie nicht. Nach einer Pause begann sie von neuem, *Einmal am Rhein*.

Mutter und ich gehörten zu den Schweigsamen. Die Frau am Nebentisch dagegen hatte uns schon bei früheren Besuchen durch ihre nie endende Quengelei genervt. Wie in einem Stück von Samuel Beckett musste ihr Rollstuhl ein Stück weit nach links, dann wieder nach rechts geschoben werden, immer benötigte sie dringend einen Pfleger, bevorzugt einen der jungen Männer, und wenn niemand sie beachtete, versuchte sie sich aus ihrem Rollstuhl zu erheben, was mit einem Sturz endete. Hatte sie keine Angehörigen mehr?

Als ich am ersten Weihnachtstag nachmittags ins Heim kam, begrüßte mich eine weißhaarige Frau im Rollstuhl: Wir sind eine eingeschworene Kumpanei. Wir haben bis spät in die Nacht Weihnachten gefeiert. Wie im Nachtsyl. Das war in der Parallelklasse sozusagen. Sie meinte wahrscheinlich den anderen, etwas größeren Speiseraum.

Solange sich die Pflegerin bei meiner Mutter und ihrer Zimmernachbarin befand, blieb ich auf dem Gang in der Nähe des Strandkorbs. Dort warteten drei Frauen darauf, abgeholt und in ihre Zimmer begleitet zu werden. Zwei, die man stets zusammen über den Gang schlurfen sah, die Größere bei der Kleineren untergehakt, vergaßen jeden Tag aufs Neue, wo ihre Zimmer waren. Die dritte war mir auch schon aufgefallen. Jedes Mal begrüßte sie mich schmeichlerisch mit Guten Tag, schöner Mann.

Ich erwiderte das Kompliment ebenso schöntuend.

Sie lief an zwei Krücken mit blauen Plastikgriffen, konnte ohne Hilfe aber nicht aufstehen. Sie beklagte sich, nie sei ein Pfleger da. Die kleinere Frau des kuriosen Pärchens stimmte ihr zu und fragte

mich, ob ich ihr nicht sagen könne, wo ihre Zimmer seien. Ich wusste es nur ungefähr und wollte die Abläufe der Pflege nicht durcheinanderbringen.

Die Kleinere erzählte, sie habe ja jetzt die Verantwortung für Anneliese übernommen. Die Größere, Anneliese, wirkte geistesabwesend, sprachlos, und saß stumm auf ihrem Stuhl. Mit der Kleineren, die in etwa die Statur meiner Mutter hatte und auch fast die gleiche Kleidung trug – nur gestern, Heiligabend, hatte Mutter ihr schickes, blau-glitzerndes Jackenkleid angezogen –, unterhielt ich mich über das Leben im Altenheim, das Älterwerden und ihre Angehörigen.

Da stand Anneliese auf und schlurfte auf mich zu. Ihre Fortbewegung hatte etwas Mechanisches, der Kopf war gerade nach vorn gerichtet, und man wusste nicht, was sie sah. Sie blieb vor mir stehen, betrachtete mich mit starrem Gesicht und sagte Guten Tag.

Ich sagte ebenfalls Guten Tag, und sie begann zu singen: *Einmal am Rhein*, aber dann wusste sie den Text schon nicht mehr weiter und sang immerzu die gleiche Zeile. Ich begann zu dirigieren. Vielleicht würden die Bewegung und mein Mitsummen ihr helfen, die Wörter wiederzufinden. Sie griff nach meinen Händen, und tanzend oder schunkelnd, während ich noch saß, sang sie fortwährend Einmal am Rhein, einmal am Rhein. Die zweite Zeile des Refrains bekamen wir nie zu hören.

Ihre drahtigen Haare standen steil nach oben. Die Pflegerin kam aus Mutters Zimmer, sah Anneliese steif vor mir tanzen und meinte mit einer Anspielung auf ihre störrische Frisur: Heute wieder in die Steckdose gefasst, Frau Braake?

Zu mir sagte sie, meine Mutter liege nun gewaschen im Bett, aber der Rock ihres eleganten Jackenkleids müsse leider in die Reinigung. Ob ich mich darum kümmern wolle?

Nein, das überlasse ich dem Heim.

Ich stand auf und verbeugte mich höflich vor meiner Tanzpartnerin, die mich mit großen Augen ansah, wie aus einer eigenen Welt, und ging ins Zimmer meiner Mutter. Sie freute sich wie immer, doch die ziemlich bleich aussehende Frau in dem zweiten Bett erwiderte meinen Gruß nicht.

Mutter, die vielleicht mit Rücksicht auf ihre moribunde Zimmergenossin nicht viel reden wollte, zeigt mir ihr Wochenhoroskop aus der Fernsehzeitschrift. Krebs: Dies ist eine Zeit der impulsiven Unternehmungen, vielleicht auch für Flirts und kleine Liebesabenteuer.

Während ich das mit gemischten Gefühlen lese, sagt Mutter: Die Insassen, die sind unerträglicher als die ... (sie sucht nach dem Wort). Die alten Weiber, das ist fürchterlich.

So traurig das alles war – ich fand Weihnachten im Altenheim nicht trübsinniger als in den Jahren zuvor in der Wohnung der Eltern, zuletzt nur mit meiner Mutter.

Wenn ich mich nicht bei Mutter im Heim aufhielt, räumte ich ihre Wohnung aus. Sechzig Regalmeter Bücher sah ich mir an, sortierte aus, was ich auf die beiden Abstellräume verteilen wollte; wenige Werke nahm ich in meine Wohnung, den größten Teil aber trug ich in das Apartment nebenan, Vaters ehemaliges Büro. Ich baute weitere Regale und geriet beim Einräumen immer wieder ins Lesen. Das Apartment glich einer Rumpelkammer und war mir zugleich ein gemütliches Lektürezimmer. Einen der englischen Mahagoni-Schreibtische behielt ich, ebenso einen der schweren Bücherschränke. Halb Antiquitätenladen, halb Kleiderkammer hauste ich zwölf Tage lang in dem Turmzimmer, wie ich den Raum in der sechsten Etage für mich nannte, zwischen Kellerregalen aus unbearbeitetem Holz auf der einen und den Relikten aus der elterlichen

Wohnung auf der anderen Seite. Kein Telefon, kein Internet, nur Bücher, Kleider und ein Schreibtisch mit Blick Richtung Süden. Zwischen Weihnachten und dem Dreikönigstag spazierte ich täglich zum Altenheim und probierte dabei unterschiedliche Wege aus.

Die Sternsinger waren im Heim.

Und? Hast du ihnen etwas gegeben, frage ich.

Nö, sagt Mutter, ich habe mitgesungen.

Um zu vermeiden, dass sie nun zu singen beginnt, wechsele ich das Thema: Was machen denn deine Liebhaber?

Och, die habe ich auf Schwung gebracht, der alte und der junge, die fetzen sich richtig, sagt meine nach zweiundfünfzig Jahren monogamer Ehe und sieben Jahren Trauer wie ausgewechselt wirkende Mutter.

Sie stockt und beginnt vom Möbelumstellen zu reden. Rollstühle mussten aus dem Weg geräumt werden, aus der Schmutzdecke.

Ich lenke zurück, will mehr über ihre neuen Liebhaber hören, nichts von Schmutzdecken: Dann ist dir dein Jüngster also weiterhin treu?

Sie lacht und blickt verträumt: Wir haben uns verschmust. Wie soll ich sagen, nicht ver... ver... (sie ballt die Hände zu einem Knäuel, findet das richtige Wort nicht), eben verschmust. Wir lieben uns.

Dann ist sie wieder beim Umstellen der Möbel in der Sitzecke im Aufenthaltsraum, beim Opa, dem älteren ihrer Liebhaber, der sicher nicht älter ist als sie, und bei einer Frau, die immerzu popelt. Die wollten wir alle nicht haben. Und die haben wir jetzt praktisch eingebaut. Die Popelige, du wirst die alle noch kennenlernen, später. Und da hat der Opa uns geholfen.

Warum mussten die Möbel umgestellt werden?

Sie wusste es nicht, und inzwischen stand jedes Möbel wieder an seinem Platz.

Der Zirkus war am Dienstag im Heim, erzählt der Pfleger. Da musste der große Saal geräumt und anschließend wieder eingeräumt werden. Vielleicht habe meine Mutter das gemeint.

Ich spreche sie auf den Zirkus an.

Ach, der war schön, sagt sie mit entzücktem Lächeln.

Wie musste man sich einen Zirkus im Altenheim vorstellen? Sicher ohne Trapezartisten und Elefanten.

Ein Familienbetrieb, und alle Kinder machten mit.

Haben die auch Tiere mitgebracht, frage ich.

Ja. Mutter denkt nach. Hunde, und nach einer Weile fügt sie hinzu: keine Raubtiere.

Auch das Tamburin schlägt sie neuerdings. Das schönste Konzert, das ich je gehört habe – kommentierte sie den Vormittag – und ich habe mitgespielt.

Die Frau vom Sozialdienst hatte mich gefragt, ob sie Mutter, gegen ein Extra-Entgelt, in die Musiktherapie einbeziehen solle. Ich hatte das befürwortet und sie damit offensichtlich glücklich gemacht.

Ende Januar betrat ich ein dunkles Zimmer. Als ich das Licht in der Diele einschaltete, kauerte Mutter mit nacktem Oberkörper in einem Winkel ihres Bettes.

Ich habe Angst, sagte sie, und man sah es ihr an. Jedoch zum Glück keine Angst vor mir.

Was denn passiert sei.

Man hat mich geschlagen.

Wer?

Ich weiß nicht. Ich kann es dir nicht erklären.

Doch wohl niemand vom Pflegepersonal.

Ich kann es dir nicht sagen. Währenddessen blickte Mutter weiter verängstigt.

Ich frage mal auf der Station nach, was da los war, sagte ich.

Mutter setzte sich auf und wollte ihre Pantoffeln anziehen.

Bleib nur, Mutter. Ich finde schon heraus, wer dich geschlagen hat.

Du kannst dich denen nicht alleine aussetzen.

Ich geh nur mal fragen, ob der Pfleger etwas weiß.

Nein, bleib hier. Gib mir mal das Nachthemd.

Ich half ihr, das Nachthemd herunterzuziehen. Die lange Hose hatte sie noch an, wollte sich aber davon befreien.

Wie sah der Mensch denn aus, der dich geschlagen hat, fragte ich, um sie zu hindern, sich vor mir auszuziehen.

Dieser Koloss, weißt du?

Ich hatte im Altenheim noch keinen Koloss gesehen. Aber Mutter war mittlerweile auf unter 1,50 Meter geschrumpft; die einstmals gut genährte Frau bestand nur noch aus Haut und Knochen. Neben ihr wirkten mindestens drei der mir bekannten männlichen Pfleger wie Kolosse.

Einer von ihnen, der Pfleger Thorsten, kam gerade herein, um Mutter bettfertig zu machen, sah mich und sagte, er wolle später kommen. Doch ich rief ihn zu uns.

Meine Mutter meint, ein Koloss habe sie geschlagen, sagte ich. Gibt es hier einen Koloss im Heim?

Der Pfleger Thorsten nahm es von der heiteren Seite, strich meiner Mutter liebevoll über den Kopf und sagte zu mir: Sie kann höchstens unseren Nachtwächter meinen, der ist ziemlich stattlich, aber ganz sanft. Ein sanfter Riese. Der schlägt bestimmt keine alten Frauen.

Mag sein, dass er sanft ist, sagte Mutter. Aber ich habe ihn ja zuerst geschlagen. Und da hat er mich auch geschlagen.

Pfleger Thorsten lachte und tröstete sie, zwinkerte mir zu und wechselte das Thema. Erzählen Sie doch mal ihrem Sohn, worüber wir uns gestern noch so schön unterhalten haben.

Mutter überlegte. Der Pfleger half ihrer Erinnerung nach: Über den *Schimmelreiter*.

Mutters sorgenvolles Gesicht erhellte sich. Natürlich, Theodor Storm. Wolfgang, das Buch musst du uns unbedingt mitbringen.

Ist aber auch eine etwas gruselige Lektüre, sagte ich.

Und über *Dichtung und Wahrheit* haben Sie mir erzählt, Frau Czesla.

Richtig, Wolfgang, das will ich auch hier haben.

Die Angst schien vergessen und Mutters Stimmung war wieder gut. Zumindest so lange, bis der Pfleger draußen war.

Der Koloss hat Angst vor Schreien, sagte sie. Und ich habe geschrien, als er sich näherte. Ich war ja ein Schreikind.

Dann begann sie erneut von ihrer Mutter zu sprechen, die sie immer geschlagen hatte, wenn sie als Kind schrie. Zugleich war sie stolz darauf, dass ihr das Wort Schreikind einfiel, als sei das etwas, was sie in ihrer Kindheit oft zu hören bekommen hat.

War das Altenheim der richtige Platz für sie? Anfangs schien sie dort aufzuleben und die Zustände des Verwirrtseins seltener zu werden. Energievoll steuerte sie den Rollator, ganz anders als bei unseren gemeinsamen Einkäufen im Supermarkt, wo sie die Gehilfe oft losließ, weil ihr etwas einfiel, was sie kaufen wollte, und der Rollator ohne sie weiterrollte, auf ein Regal zu, am liebsten das mit den Eiern. Mutig schien meine Mutter einen neuen Lebensabschnitt beginnen zu wollen.

Als ich sie aber Mitte Februar besuchte, kam sie mir ohne Hose auf dem Gang entgegen und machte statt einer Begrüßung mit der flachen Hand vor ihrem Hals eine Bewegung, als wolle sie sich die Kehle durchschneiden.

Ich bin völlig aufgelöst, sagte sie.

Die meisten saßen bereits im Speisesaal, und sie war vielleicht gerade auf dem Weg dorthin.

Komm Mutter, wir ziehen dir erst einmal eine Hose an.

Auf dem zweiten Bett in ihrem Zimmer lag eine Frau mit langen weißen Haaren und schlief. Nicht mehr die Zimmergenossin mit dem Namen des Bestattungsunternehmers.

Ich half Mutter, die sich aufs Bett gesetzt hatte, die Schuhe aus und eine lange Hose anzuziehen. Darüber wurde die Frau im anderen Bett wach und begann zu murmeln: Wie soll ich das ertragen. Ich häng mich auf. Lieber Gott, hilf mir. Ich häng mich auf. Wie soll das weitergehen?

Ich sah Mutter an, die die Klage ihrer Nachbarin wohl ebenfalls hörte, die Worte aber, wie ich die Schwerhörigkeit meiner Mutter einschätzte, nicht verstand. Ich solle die Frau ignorieren, sagte sie. Pfleger Thorsten habe gesagt, das sei eine gute Frau und sie – meine Mutter – solle auf sie aufpassen. Die giftigen Frauen, die Hexen, das seien die Frauen draußen.

Willst du denn nichts zu Abend essen. Die anderen sind alle längst im Speisezimmer.

Ist mir egal, sagte sie, ich kann sowieso nichts runterschlucken. Ich bin zerschlagen.

Lass uns wenigstens hinausgehen. Dann stören wir nicht deine Zimmernachbarin, wenn du mir von den Hexen und giftigen Frauen erzählen möchtest.

Mühsam erhob sie sich; ich legte meine Hände auf ihren Rücken und führte sie behutsam aus dem Zimmer, während sie den Rollator

schob. Kaum waren wir vor der Tür, da legte sie an Tempo zu, führte den Rollator schnell und souverän, als wollte sie jemandem etwas beweisen, an einer Mitbewohnerin vorbei, die sich, am Handlauf festhaltend, langsam auf den Speisesaal zubewegte. Beim Überholen schleuderte meine Mutter ihr entgegen: Sie sind eine Lügnerin.

Die andere empörte sich: Wieso Lügnerin? Was habe ich denn gesagt, was gelogen war?

Mutter wandte sich lächelnd von ihr ab: Das wissen Sie ganz genau.

Darauf die andere Frau zu mir: Ich habe ihr nur gesagt, es gehört sich nicht, dass sie ohne Hose herumläuft, und sie zieht sich dann auch ihren Schlüpfer herunter.

Ich versuchte zu beschwichtigen, wies auf die Inkontinenz meiner Mutter hin und dass sie mit solchen öffentlichen Auftritten vermutlich erreichen wolle, dass ein Pfleger auf sie aufmerksam wird und ihre nasse Unterhose wechselt.

Es gehört sich aber nicht, so in den Speisesaal zu gehen, wenn alle essen, beharrte die Frau.

An guter Erziehung mangelte es meiner Mutter sicher nicht. Es ist die Krankheit; es sind die Medikamente. Ich suchte nach Gründen, warum meine Mutter plötzlich nicht mehr gesellschaftsfähig war.

Als wir uns am Esstisch gegenüber saßen, rührte sie die belegten Brote nicht an.

Tee, Frau Czesla?

Eine Tasse roten Früchtetee lässt sie sich von Nicole eingießen. Statt aber etwas zu essen, beginnt sie über die Falschheit der Frau zu reden, der wir auf dem Gang begegnet sind. Diese falsche Person habe in ihrer Reifezeit so viele junge Männer ausgebildet.

Wie, ausgebildet? frage ich.

Geschlechtlich verzogen. Auch den neunzehnjährigen Helfer im Bundesfreiwilligendienst, Mutters Liebling Daniel, habe sie verzogen. Sexuell verzogen.

Man müsse sie das einmal vorstellen, sagt sie, er ist erst neunzehn.

Achtundsechzig Jahre Unterschied, sage ich.

Sie überlegt, blickt skeptisch. Ach, das kann man so nicht rechnen, sagt sie. Das waren ja nicht alle Jahre in *dem* Sinne.

Nein, Mutter, da waren sicher einige Schummeljahre dabei.

Ich frage mich, ob es nicht auch bei mir Zeiten gegeben haben könnte, die zu Unrecht den Anspruch erhoben, als vollwertige Jahre durchzugehen. Wie soll man sie erkennen, die uneigentlichen Jahre, die man im Grunde nicht mitzählen darf? Vielleicht, indem man sie genauer betrachtet.

Ja, ist das denn nicht wunderbar, sagt sie nach einer Weile, ein ganzes Menschenleben liegt zwischen uns, und wir lieben uns.

Als ich das Heim verlassen wollte, fing mich der Pfleger Thorsten ab, der in seinem Büro hinter der Glasscheibe arbeitete. Er erzählte, Mutter sei seit circa einer Woche in einer Weise depressiv, die sich auch in Aggressivität bemerkbar mache. Meine Mutter habe eine Bewohnerin geschlagen, und die Bewohnerinnen auf der Station bekämen allmählich Angst vor ihr. Sie würde oft sehr autoritäre Züge hervorkehren und wolle alles dominieren. Er fragte mich, ob meine Mutter früher auch schon so gewesen sei.

Wie sie die eine Bewohnerin aggressiv mit dem Rollator überholt und sie beschimpft hat, sie sei eine Lügnerin, so etwas hat sie früher nicht gemacht. Sie hat auch nie in Gesellschaft ihre Unterhose ausgezogen; vermutlich merkt sie das nicht, und wenn andere sie darauf hinweisen, wird sie wütend, leugnet, sie kämpft um ihre

Würde. Einen Kampf, den sie immer öfter verliert. Sie, deren Absicht ein Leben lang darin bestanden hatte, Ansprüchen zu genügen. Das war ihr Programm. Und die sich selbst immer daran maß, wie gut sie funktionierte, nach ihren eigenen Ansprüchen und denen ihrer Mitmenschen. Sie funktionierte plötzlich nicht mehr. Es war zum Verzweifeln. Je nach Energie zog sie sich dann zurück in ihren vernarbten Körper mit den nicht vollständig vernarbten Erlebnissen, oder sie nahm den Kampf erneut auf, gegen die ungerechte Welt, gegen die Anderen, wollte ihnen trotzig zeigen, dass sie noch immer die Bessere, die Gesundere, Stärkere war, und die Wissendere sowieso.

Nein, sagte ich zum Pfleger Thorsten, ich habe in der Vergangenheit bei ihr eher eine Mischung aus Dominanzwillen und Machtlosigkeit beobachtet, sie aber nie körperlich aggressiv erlebt. Einerseits war sie wesentlich autoritärer als meinen Vater, andererseits genoss mein Vater mehr geselliges Leben, während Mutters Herrschaftsgebiet nicht über Büro und Haushalt hinausging. Beides hatte sie gut organisiert. Erst mit dem Einsetzen der Demenz entwickelte sie eine feindliche Haltung, fühlte sich bedroht und bestohlen, wenn sie nicht mehr wusste, wohin sie etwas gelegt hatte, und konnte aggressiv werden, wenn etwas ihr nicht gelang.

Es tue ihr sicher nicht gut, sich ständig auf neue Zimmergenossen einstellen zu müssen, gab ich zu bedenken. Mutter sei über das Alter, in dem man in Jugendherbergen übernachtete, deutlich hinaus. Solange sie mit ihrem Mann zusammenlebte, hatten die beiden genügend Raum, um sich zurückzuziehen. Mein Vater wechselte täglich für ein paar Stunden in sein altes Büro, wo inzwischen auch eine Couch und ein Fernseher standen, sein Mikroskop und seine Steinsammlung, seine Bücher über Naturkunde und einige Biographien. Nach seinem Tod habe meine Mutter sieben Jahre allein gelebt, hatte drei Räume, drei Badezimmer, zwei Balkons,

zwei Küchen für sich. Nicht nur, dass ihr Reich von einem Tag zum andern auf ein Zimmer reduziert worden sei, sie müsse es sich auch noch mit jemandem teilen. Eine solche Enge hätte vermutlich keine Ehe zweiundfünfzig Jahre überstanden, ohne in Hauen und Stechen auszuarten. Wie viel schwieriger sei ein Zusammenleben mit einem völlig fremden Menschen, einem kranken zudem, und nun schon mit der zweiten Zimmernachbarin in kurzer Zeit. Die nachts nicht schlief und dadurch meiner Mutter den Schlaf raubte. Mit der Mutter sich die Toilette teilen musste. Da wären Aggressionen selbst bei gesunden, nicht-dementen Menschen unvermeidlich.

Thorsten hörte mir geduldig zu. Das Altenheim arbeite daran, meine Mutter dauerhaft in ein Einzelzimmer zu verlegen. Es sei aber leider keines frei. Der Umbau der Kirche am Parkfriedhof, in die das Altenheim im übernächsten Jahr umziehen wolle, mache gute Fortschritte, dort werde es für alle ein Einzelzimmer geben.

Ich erinnerte mich, dass auch die Leiterin der Einrichtung bei unserem ersten Gespräch die im Kern renovierte Kirche am Parkfriedhof erwähnt hatte. Das aber lag für mich weit in der Zukunft. Würde Mutter den Umzug noch erleben? Ich beschwor den Pfleger, alles zu tun, um meiner Mutter noch in dieser Einrichtung, in der Residenz Seelenruh, ein Zimmer für sich allein zu geben. Gern wolle ich die Mehrkosten tragen. Und wenn schon Zimmergenossen sein müssten, dann bitte keine solchen, die sich jeden Tag umbringen möchten.

Der Pfleger versprach, sein Bestes zu tun, aber manchmal müssten eben Patienten, die aus Krankenhäusern entlassen werden, sehr schnell untergebracht werden. Und dafür sei das zweite Bett im Zimmer meiner Mutter vorgesehen.